

Zeitschrift: Scharotl / Radgenossenschaft der Landstrasse
Herausgeber: Radgenossenschaft der Landstrasse ; Verein Scharotl
Band: 25 (2000)
Heft: 1

Artikel: May Bittel : Zigeunerprediger
Autor: Wottreng, Willi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1077337>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

May Bittel - Zigeunerprediger

May Bittel leitet die Zigeunermission und predigt für alle, auch für Nichtzigeuner. Im Zelt der Mission sind alle gleich. Mit dem kämpferischen Prediger sprach exklusiv für Scharotl Willi Wottreng, Journalist und Autor.

Gemütlich sitzt er in der Ladeöffnung seines Kleintransporters, das Handy am Ohr, den breitkrempigen Hut auf dem Kopf und telefoniert mit Gott und der Welt. Während an seinem Marktstand vorne Kunden vorbeiziehen, ein Silberlöffelchen begutachtend, oder eine Karaffe aus Kristallglas in die Sonne haltend. Seine Frau hat einen wachen Blick auf die Auslage und gibt hie und da Auskunft über den Preis. Die Sachen sind nicht teuer, und doch zieht da eine modisch gekleidete Dame ihre Finger wieder zurück. Ein Schwarzer kauft eben eine Lesebrille. Wie jeden Samstag hat May Bittel auch diesmal schon um acht Uhr seinen Platz auf dem Genfer Plainpalais - einem der bedeutendsten Antiquitätenmärkte der

Westschweiz - besetzt und sein blaues Zelt-dach aufgespannt. Denn wer zu spät kommt, hat das Nachsehen. An diesem kühlen Tag laufen die Geschäfte sosolala, doch Bittel wirkt unbekümmert. «Einmal geht's besser, einmal weniger.» Doch insgesamt sei die

Kundenschaft sparsamer als früher. Die Wirtschaft zieht zwar an, doch die Leute halten ihr Geld noch zurück. Vielleicht kommt auch das wieder anders. «Wir Fahrenden finden immer einen Weg, um uns über Wasser zu halten», meint er zuversichtlich. «Wenn Pfannen wieder besser laufen, dann machen wir eben in Pfannen.»

Ihn scheint wenig zu erschüttern. In seiner Abwesenheit hat seine Frau eine kleine goldene Uhr für 40 Franken verkauft.



May Bittels Stand auf dem Markt in Plainpalais

Thema

«Beim Einkauf hat sie mich 200 gekostet», sagt er nur und zuckt die Schultern. Zweihundert Franken verloren. Wird er es ihr abends, wenn der Journalist weg ist, vorhalten? «Nein», sagt sie, und sie fügt hinzu: «Wenn ihm so etwas unterläuft, enerviere ich mich viel mehr.»

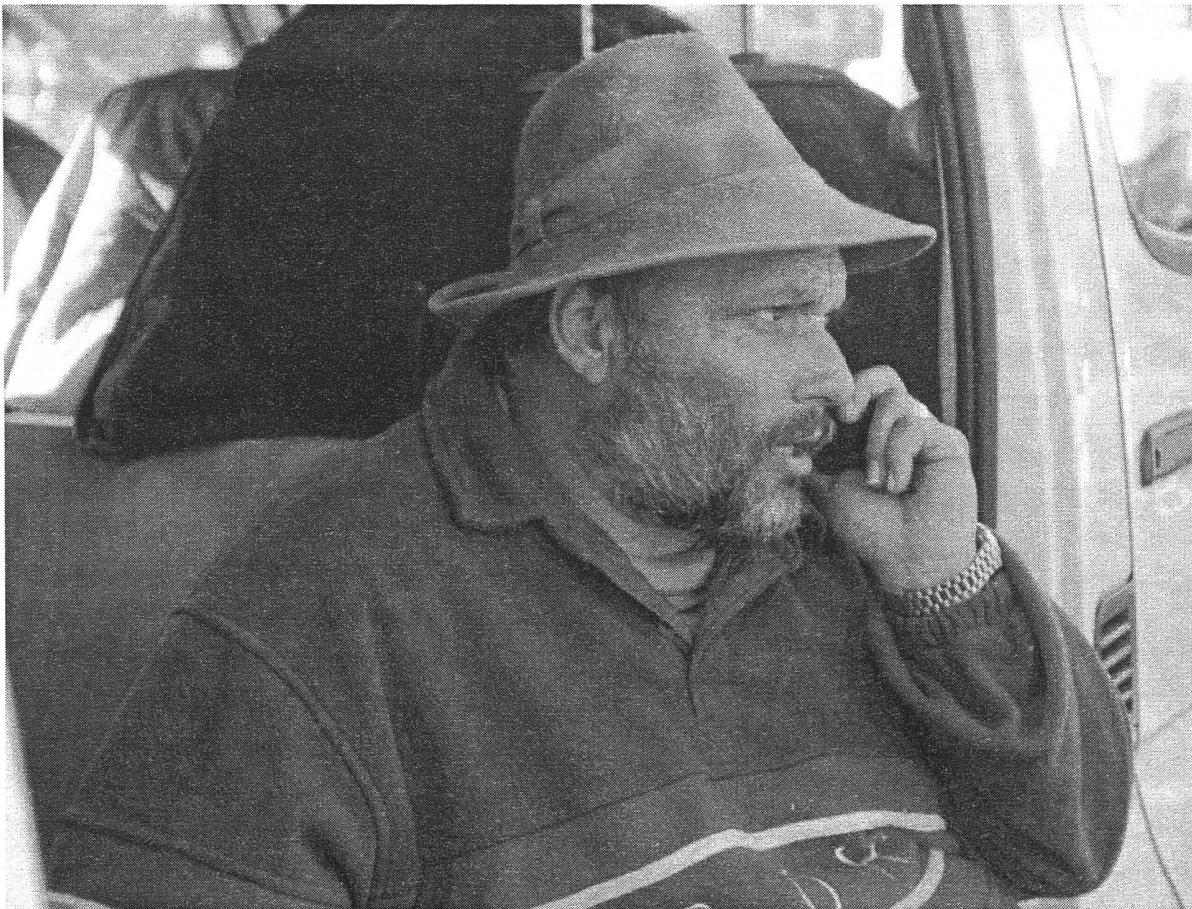
Bei einer Gruppe von Passanten gilt es, wachsamer zu sein. Es sind Kunden, die hin und wieder auch ein Stück zusätzlich mitlaufen lassen. «Von uns Fahrenden heisst es, dass wir stehlen», kommentiert seine Frau, «das aber sind Gadsche.» Und als gar eine Mutter in der Nähe ihr kleines Kind beschimpft und schlägt, kann sie ohnehin nur den Kopf schütteln.

May Bittel telefoniert schon wieder. Mit einem Lieferanten, oder mit einem, der Rat

will, oder in Sachen Zigeunermission. Denn May Bittel ist Hirte seiner Herde. Er hat sich in Frankreich zum Prediger ausbilden lassen und leitet die Zigeunermission. Wie ist er dazu gekommen? Es war ihm nicht in die Wiege gelegt worden.

Aufgewachsen ist er im Wohnwagen. Zu Hause war man katholisch, ohne Inbrunst. Man unternahm keine Wallfahrten, besuchte keine Kirchen. Die heilige Sarah aber, die gab es. Durch einen Prediger aus Frankreich lernte er die Bibel kennen. Und sie hat sein Herz berührt. «Denn der Prediger erklärte, dass Jesus uns genau so liebt, wie wir sind.» Auch die Zigeuner.

Durch das Lesen der Bibel hat er überhaupt lesen gelernt, denn er hat nur einen Monat lang die Schule besucht. Denken und reden kann er auch ohne sie. Er ist ein begnadeter



May Bittel am Telefon mit Gott und der Welt.

Thema



Der Markt in Plainpalais.

Redner, seine Sätze - vor allem wenn er französisch spricht - wirken rund und pathetisch, als spräche er auf der Bühne zu einem grossen Publikum.

«Ich habe keine Religion», sagt Bittel; «ich glaube nur an die Schrift. Und die sagt: <Liebet alle> - also muss ich auch meine Feinde lieben.» Auch jene, die die Fahrenden verfolgt haben. Ein schweres Gebot. «Es ist nicht mein Ziel, eine Glaubensgemeinschaft zu gründen. Die Bibel kennt weder Katholiken noch Protestanten», sagt der Prediger.

Seine Botschaft verkündet er jeden Sonntag im Gottesdienst im Zelt der Mission. Wort, Gesang und Gebet sind es, die Kraft spenden. Und wohl auch das Gefühl der Gemeinschaft. Wenn die Mission unterwegs ist, reist sie schon einmal mit sechzig, achtzig oder auch mehr Wohnwagen. Und dann merkt man, dass man zu einem Volk gehört. Zum Volk der Fahrenden. Für die Sesshaf-

ten war es lange ein verfeimtes Volk. Für die Gläubigen ist es ein Volk, das Gott vielleicht ein bisschen lieber hat, weil es mehr Leid erfuhr.

Aber Bittel predigt für alle, auch für Nichtzigeuner. Im Zelt der Mission sollen sie gleich sein. «Liebe Deine Feinde.»

«Man ist, was man ist, ich selber bin ein Sinto», sagt er und fügt hinzu: «Das ist keine Wertung.» Seine Vorfahren waren in ihrer Mehrheit Manische, und seine Frau ist es auch. Sie stammt aus dem Elsass und heisst Hipla in der Sprache ihres Volkes, auf deutsch Apfel. Und sie kann tatsächlich so fröhlich leuchten wie eine Frucht. Untereinander sprechen sie in der Sprache der Sinti. Als Sinto-Junge fiel May - oder in der Sprache der «Bauern» Marcel - durch sein braunes Gesicht auf. Er erinnert sich an eine Szene in Monthey. Das war eben in der Zeit, als er die Schule besuchte. Wie er nach



May Bittel, wortgewaltiger Rhetoriker.

Hause kam, sagte sein Vater: «Wir fahren fort», und ab ging's. Der Vater hatte Wind bekommen, dass die Behörden wissen wollten, wer das Negerkind in der Klasse sei. Fünfzehn Tage lang verbargen sie sich in einem Wald. «Wir mussten immer sooo leben» - May Bittel macht eine Handbewegung, die dem Zickzackkurs einer Schlange gleicht. «Damals habe ich mit meinen kleinen Augen und meinem kleinen Kopf alle Sesshaften als Feinde angesehen», erzählt Bittel, und wiederholt: «Damals». Heute ist es anders: «Sonst würde ich nicht mit Ihnen reden.»

Dass die Zigeunermission mit ihm als Leiter und Manischer der Radgenossenschaft angeschlossen ist, ist nicht selbstverständlich. Denn auch unter den verschiedenen Stämmen der «Zigeuner» herrscht nicht immer

Kuchenessen. Warum sollen sie bessere Menschen sein als die Gadsche? «Zwischen Jenischen und Manischen sollen die Mauern abgebaut werden», sagt Bittel. «Die Jenischen, Sinti, Roma und Kalo - die Zigeuner Spaniens - sind die Nachkommen des Volkes, das früher Adsincani genannt wurde. Das hiess <Unberührbare>. Die Radgenossenschaft hat es geschafft, dass die verschiedenen Volksgruppen in der Schweiz zusammengehen», wiederholt May Bittel. «Und - bitte schreiben Sie das - das ist vor allem das Verdienst des langjährigen Präsidenten Robert Huber.»

May Bittel ist davon überzeugt, dass es etwas bringt, wenn man zusammensteht. Er wirkt auch nach Jahrzehnten Mitarbeit in der Bewegung der Fahrenden weder müde noch resigniert und gibt sich ausgesprochen kämpferisch. «Es lohnt sich, für dieses Volk

Thema

einzustehen. Wenn wir das nicht tun, verlieren wir ohnehin.»

Er findet, dass die Zigeuner Werte zu verteidigen hätten, die heute aktueller denn je seien. Welche Werte? - Er antwortet mit einem ganzen philosophischen System: «Schauen wir uns das einzeln an», fordert er den Journalisten auf. Die Kunst zu leben. «Heute rennen die meisten nur dem Geld nach.»

Der Respekt vor dem Alter. «Bei den Sesshaften werden die Alten im Altersheim versorgt.»

Der Respekt vor der Natur: «Heute verbietet man vielerorts, ein Feuer anzuzünden, nur weil man nicht mehr weiss, wie man das machen muss.»

Und schliesslich der Respekt vor sich selbst: «Das heisst vor allem, die eigene Familie wertschätzen, sie ist der Kern der Gesellschaft.» Seine Argumente sind klar und einleuchtend.

Das Abendessen nehmen wir nach Lagerart ein. Zehn Männer unterschiedlichen Alters stehen in einem Halbrund unter dem Zeltvordach eines Wohnwagens. Ein Taschen- oder Küchenmesser in der einen Hand, in der anderen einen Schollen Brot, darin eingeklemmt ein Stück gegrilltes Suppenhuhn. Abwechselnd wird gegessen und das Tagesgeschehen verhandelt, hin und wieder fällt ein Witz. Zwei ältere Frauen essen mit und liefern Nachschub an Kartoffeln oder Wein. Die Wohnwagen stehen auf dem Platz in der Genfer Gemeinde Céligny, May Bittel hat ihn zusammen mit seinen Söhnen von der Gemeinde gekauft. Achttausend Quadratmeter für eine Grossfamilie und ihre Gäste. Bittel erzählt die Geschichte dieses Platzes,

sie ist ein Lehrstück. Denn sie zeigt, dass manche Behörde immer noch nichts gelernt hat aus der Vergangenheit, und dass die Fahrenden nichts erreichen, wenn sie sich nicht wehren.

Genfs grosser Standplatz für Fahrende liegt in Versoix in der Anflugschneise des Flughafens, zwischen Papierfabrik und Bahnlinie. Bittel belegte dort vor 25 Jahren einen Flecken für sich, man teilte den Platz mit den Schaustellern. Damals war er jung verheiratet. Er verfügte über 130 Quadratmeter. Doch seine Familie ist mit den Jahren angewachsen. «Heute bin ich immer noch

verheiratet und habe vier Kinder; und diese Kinder sind ebenfalls verheiratet, das sind acht Personen mehr, zudem bin ich sechsfacher Grossvater», sagt er nicht ohne

Stolz. Aber auch die Jungen brauchen Lebensraum. «Ich stand vor einem immensen Problem.»

Jahrelang wurde den Fahrenden ein neuer Platz versprochen, nichts geschah. Die Einzonung eines neuen Platzes oberhalb Versoix ist am 13. März dieses Jahres vom Gemeinderat mit Stichentscheid des Präsidenten angenommen worden. Doch ein Referendum ist bereits angekündigt; die Anwohner sind dagegen.

«Mir wurde schon bald klar, dass ein Mensch weniger wert ist als ein Grashalm», sagt Bittel, «denn eine grüne Pflanze findet immer Leute, die sie schützen.»

Als initiativer Mensch mochte Bittel nicht auf das versprochene Stück Land warten. Er fasste den Entschluss, ein eigenes Grundstück für seine Angehörigen zu kaufen, und er fand seinen Platz in Céligny. Er ist auf allen Seiten von Bäumen umsäumt, so dass

«Ein Mensch ist weniger wert als ein Grashalm, denn eine grüne Pflanze findet immer Leute, die sie schützen.»

kein Auge eines Sesshaften durch den Anblick von Fahrenden Schaden erleidet. 1999 kaufte er es.

Kaum hatte er den Boden mit Schotter etwas gefestigt und zwei Wagen aufgestellt, flatterte ein Brief der Gemeinde herein. Es sei verboten, in der Landwirtschaftszone zu bauen - Bittel hatte nicht einen Backstein gesetzt und keinen Pflock eingeschlagen. Und deswegen müsse er nun zehntausend Franken Busse bezahlen. Zehntausend. Man habe kein Recht, auf diesem Grund im Wohnwagen zu leben. Einzahlungsschein beiliegend.

Meinten die wirklich, der Zigeuner nehme nun zehntausend Franken aus seinem prallvollen Kassenschrank und schicke sie der

Administration dieser bettelarmen Gemeinde? (Es handelt sich um eine betuchte Vorstadtgemeinde.) Bittels Anwalt legte Rekurs ein.

Und Bittel las nun selber, was im Gesetz steht. Da fand er tatsächlich Erstaunliches.

«Ausserhalb der öffentlichen Plätze dürfen nur Schausteller in Wohnwagen wohnen. Wir aber sind nirgends erwähnt.»

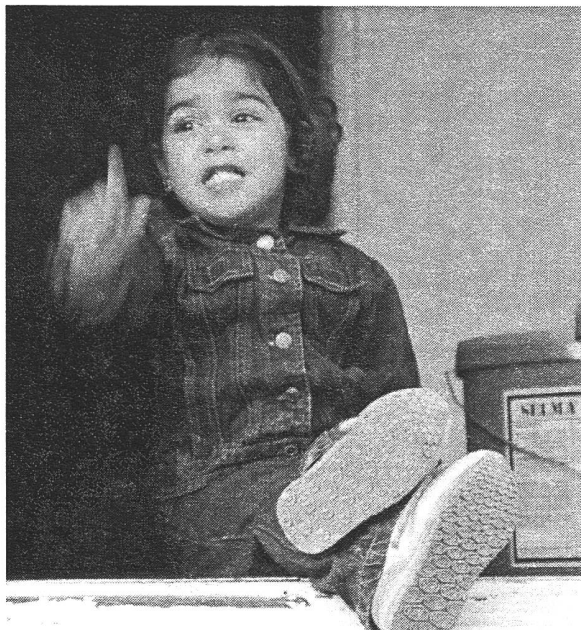
Das ist der Punkt, wo Bittel die ganze

Kraft seiner Rhetorik einsetzt: «Was heisst das? Es heisst, dass das fahrende Volk nicht leben kann. Auf öffentlichem Grund gibt es keine Plätze, in der Landwirtschaftszone dürfen sie nicht. Das ist eine Diskriminierung.» Bittel weiss, wovon er spricht, sitzt er doch als Vertreter des fahrenden Volks in

«Die Schweiz bedauert zwar die Vorgänge um die Pro Juventute, aber sie ändert ihre Gesetze nicht.»



May Bittels Wohnwagen auf dem Platz in Céligny.



May Bittels Enkelin Moni.

der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus. «Der Kanton Genf wendet also Gesetze an, die verfassungswidrig sind. Denn die Verfassung garantiert das Lebensrecht der Minderheiten. Das ist auch ein Verstoss gegen die Menschenrechtskonvention.» Bittels Stimme steigert sich. «Die Schweiz bedauert zwar die Vorgänge um die Pro Juventute, aber sie ändert ihre Gesetze nicht, dass das fahrende Volk tatsächlich leben kann. Das fechten wir an, bis in die hohen Instanzen.»

Tatsächlich ist der Fall von grundsätzlicher Bedeutung. Was nützt eine Entschuldigung über begangenes Unrecht, wenn man die Gesetze nicht anpassen will? Was nützen die Sympathieerklärungen für die Fahrenden, wenn sie nicht leben können?

Die Fahrenden sind ein Volk, nicht bloss Schausteller. Dieses Volk hat der Staat zu schützen. Doch die Fahrenden müssen offensichtlich selber dafür sorgen, dass er es tut. Bittel schliesst mit einem Aufruf: «Debout, levez-vous. Auf, erhebt Euch. Dites-le. Jeder hat sein Wort zu sagen.»

Bauvorschriften und Zonenordnungen ändern!

- * Das Lebensrecht der Fahrenden ist in der neuen Bundesverfassung, die 1999 in der Volksabstimmung angenommen worden ist, garantiert. Da heisst es (in Artikel 8): «Niemand darf diskriminiert werden, namentlich nicht wegen der Herkunft, der Rasse, des Geschlechts, des Alters, der Sprache, der sozialen Stellung, der Lebensform, der religiösen, weltanschaulichen oder politischen Überzeugung oder wegen einer körperlichen, geistigen oder psychischen Behinderung.»

Zur «Lebensform» der Fahrenden gehört, dass sie im Wohnwagen unterwegs sind.

- * Der Kanton Genf verbietet den Fahrenden, Wohnwagen ausserhalb der dafür reservierten Plätze - die zu klein sind - aufzustellen. Im «Gesetz über verschiedene Bauten und Einrichtungen» aus dem Jahr 1988 heisst es (in Artikel 111): «Der Gebrauch von Wohnwagen als Wohnung ist nur den Berufsschaustellern erlaubt.» Fahrende dürfen also ihre traditionelle Lebensweise nicht ausüben.
- * Eine Studie über die Bau- und Zonenordnungen in der Schweiz kommt zum Schluss, dass den Fahrenden durch geringfügige Änderungen in den Gesetzen Lebensraum verschafft werden könnte. Die Studie kommt zum Schluss: «Der Berücksichtigung der Fahrenden steht in der Raumplanung theoretisch nichts entgegen.»